

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 35 (1979)
Heft: 1

Artikel: "Die schwarze Spinne aber sass auf seinem Helm!"
Autor: Kästner, Erich / Gotthelf, Jeremias / Mieder, Wolfgang
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Die schwarze Spinne aber saß auf seinem Helm!“

Erich Kästner und Jeremias Gotthelf

Von Prof. Dr. Wolfgang Mieder, Burlington (Vermont, USA)

Es hat an tiefsinnigen Interpretationen von Jeremias Gotthelfs Erzählung *Die schwarze Spinne* (1842) gewiß nicht gefehlt¹, aber nirgends wird auf eine kabarettistische Ballade hingewiesen, die Erich Kästner etwa hundert Jahre später (1949) mit dem gleichlautenden Titel verfaßt hat. Interessanterweise griff Kästner für seine Bearbeitung des Gotthelfschen Stoffes auch noch die Szene heraus, die wiederum von den Kritikern kaum beachtet worden ist. Es handelt sich dabei um die von Gotthelf anscheinend nur nebensächlich erwähnte Episode, worin ein überheblicher Ritter, der weder Gott noch Teufel fürchtet, sich anmaßt, die schwarze Spinne eigenhändig zu zerstören. Gotthelf beschreibt diese Szene wie folgt:

Dann wappnete er (ein Ritter) sich gut und ritt ins Tal hinauf, sich vermessend, nicht zurückkehren zu wollen, bis sein Roß die Spinne zertreten, seine Faust sie zerdrückt. Wilde Hunde sprangen um ihn her, der Falke saß ihm auf der Faust, am Sattel hing die Lanze, lustig bäumte sich das Pferd; . . .

Er ritt am Saume eines Tannenwaldes dem nächsten Gehöfe zu, scharfen Auges spähend um und über sich. Als er das Haus erblickte, Leute darum, rief er den Hunden, machte das Haupt des Falken frei, lose klirrte in der Scheide der Dolch. Wie der Falke die geblendeten Augen zum Ritter kehrte, seines Winkes gewärtig, prallte er ab der Faust und schoß in die Luft, die hergesprungenen Hunde heulten auf und suchten mit dem Schweife zwischen den Beinen das Weite. Vergebens ritt und rief der Ritter, seine Tiere sah er nicht wieder. Da ritt er den Menschen zu, wollte Kunde einziehen; sie stunden ihm, bis er nahekam. Da schrien sie gräßlich auf und flohen in Wald und Schlucht, denn auf des Ritters Helm saß schwarz, in übernatürlicher Größe die Spinne und glotzte giftig und schadenfroh ins Land. Was er suchte, das trug der Ritter und wußte es nicht; in glühendem Zorne rief und ritt er den Menschen nach; rief immer wütender, ritt immer toller, brüllte immer entsetzlicher, bis er und sein Roß über eine Fluh hinab zu Tale stürzten. Dort fand

¹ Vgl. Wolfgang Mieder, „Jeremias Gotthelf Bibliography“, *Bulletin of Bibliography*, 31 (1974), 89—95.

man Helm und Leib, und durch den Helm hindurch hatten die Füße der Spinne sich gebrannt dem Ritter bis ins Gehirn hinein, den schrecklichsten Brand ihm dort entzündet, bis er den Tod gefunden (S. 85—86).²

In seiner hervorragenden Interpretation der Erzählung erwähnt Benno von Wiese beiläufig, daß Gotthelf mit dieser Szene darstellen will, daß die schreckliche Spinne keine sozialen Unterschiede kennt, d. h. sie tötet Ritter wie Bauern.³ Das stimmt selbstverständlich, aber wichtiger ist doch wohl Gotthelfs Darstellung, wie der schuldige Mensch die Spinne (Symbolik des Bösen und der Schuld) hier überall sucht, nur nicht in sich selbst. Der Ritter sieht ja die auf seinem Helm sitzende und schadenfroh ins Land glotzende Spinne nicht, weil er in seiner Vermessenheit seine schuldige Verstrickung mit dem Bösen nicht zu erkennen vermag, oder wie Gotthelf schreibt „Was er suchte, das trug der Ritter und wußte es nicht“ (S. 86). Er trägt es (das Böse, die Schuld) nicht nur auf dem Helm, sondern ebenso *in sich*, denn auch er hat wie Hans von Stoffeln, die anderen Ritter und die Bauern teil an der Kollektivschuld für das durch die Spinne symbolisierte Böse, sei es nun in der Form der Pest, der Tyrannei, der Bosheit der Menschen, des Krieges oder gar des Teufels.⁴ Da sich diese kurze Szene mit dem Problem der Schuld und gleichzeitig auch der Angst vor dem Bösen befaßt — Gotthelf spricht unmittelbar vor dieser Ritterszene von der „namenlosen Angst vor der Spinne, die allenthalben war und nirgends“ (S. 84) — eignete gerade sie sich dazu, einem deutschen Schriftsteller kurz nach den Grausamkeiten des nationalsozialistischen Regimes als erneutes Symbol für die Frage nach der Schuld des einzelnen und auch der Kollektivschuld zu dienen. Allenthalben wollte man damals und will man doch auch heute noch die Schuld überall sehen, nur nicht in sich selbst. Mit Recht sprach der Schweizer Germanist Walter Muschg in seiner gedankentiefen Interpretation der Erzählung von einem „zeitlosen Geschehen“⁵, was den amerikanischen Germanisten Jost Hermand dazu veranlaßte, in dem zweimaligen Ausbruch der Spinne sogar eine Symbolik für das zweimalige Hervorbrechen Napoleons zu sehen, wobei die napoleonischen Soldaten zu den unzählbaren Spinnen werden,

² Zitiert wird aus Jeremias Gotthelf, *Die schwarze Spinne*, Stuttgart: Reclam-Verlag, 1966.

³ Vgl. Benno von Wiese, *Die deutsche Novelle*. Düsseldorf: August-Bagel-Verlag, 1964. Bd. 1, S. 187.

⁴ Vgl. Walter Muschg, *Pamphlet und Bekenntnisse. Aufsätze und Reden*, hrsg. von Peter André Bloch und Ellie Muschg-Zollikofer. Freiburg: Walter-Verlag, 1968. S. 222.

⁵ Ebenda, S. 219.

die durch ganz Europa liefen.⁶ Das aber erinnert sofort auch an die auf Tausende von Kleidungsstücken und Fahnen aufgenähten und an Wänden aufgeklebten spinnenartigen Hakenkreuze der Hitlerzeit. Die Geburt des deutschen Hitlerreiches kommt so der zeitlosen Darstellung der Spinnengeburt aus Christines Wange in Gotthelfs Erzählung gleich:

Da war es Christine, als ob plötzlich das Gesicht ihr platze, als ob glühende Kohlen geboren würden in demselben, lebendig würden, ihr gramselten über das Gesicht weg, über alle Glieder weg, als ob alles an ihm lebendig würde und glühend gramsle über den ganzen Leib weg. Da sah sie in des Blitzes fahlem Scheine langbeinig, giftig, unzählbar schwarze Spinnchen laufen über ihre Glieder, hinaus in die Nacht, und den Entschwundenen liefen langbeinig, giftig, unzählbar andere nach. Endlich sah sie keine mehr den frühern folgen, der Brand im Gesichte legte sich, die Spinne ließ sich nieder, ward zum fast unsichtbaren Punkte wieder, schaute mit erlöschenden Augen ihrer Höllenbrut nach, die sie geboren hatte... (S. 63—64).

In seinem modernen Gedicht versucht nun der Schriftsteller und Satiriker Erich Kästner unter Vorlage des bereits zitierten Gotthelfschen Textes erneut, eine Darstellung der menschlich-allzumenschlichen Schuldverstrickung zu geben und damit gleich Gotthelf eine Mahnung zum „Erkenne dich selbst“ an seine deutschen Mitbürger auszusprechen:

Die Schwarze Spinne⁷

Hinter dem Chronisten, ihn überragend, auf einem übermannshohen Haubstock ein mächtiger silberner Ritterhelm mit geöffnetem Visier.

Es ist ein dunkles Lied, das ich beginne.
Kein neues Lied. Das alte Lied vom Leid.
Und von der großen Angst, der Schwarzen Spinne.
Still wie die Pest lief sie durchs Land der Zeit.

Lautlos erklomm sie noch die höchste Zinne
und ließ sich nieder auf den Schlaf der Stadt.
Sie trank die Herzen leer, die Schwarze Spinne.
Die Stadt war tot. Die Spinne war nicht satt.

⁶ Vgl. Jost Hermand, „Napoleon und ‚Die schwarze Spinne‘“, *Monatshefte*, 54 (1962), 225—231. Vgl. aber auch dazu Wolfgang Mieder, „Das Napoleon-Bild in den Werken Jeremias Gotthelfs“, *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 66 (1970), 184—193. ⁷ Erich Kästner, *Gesammelte Schriften für Erwachsene*. München: Knauer-Verlag, 1969. Bd. 7, S. 254—256.

Sie lief durchs Land der Zeit. Und hielt nur inne,
wo wieder Menschen wohnten, Haus bei Haus.
Sie wob ihr Netz aus Gift, die Schwarze Spinne.
Und fing die Menschen ein. Und trank sie aus.

Doch eines Tages trat, mit Schwert und Brünne,
ein Ritter klirrend vor den Hohen Rat.
„Mein Leben oder das der Schwarzen Spinne!
Ich werd' sie finden! Segne mich, Prälat!“

Man sang und segnete, daß er gewinne.
Er stieg aufs Pferd. Dann schloß er das Visier.
Da schrien sie alle auf: „Die Schwarze Spinne!“
Er ritt davon, bewaffnet bis zum Kinne,
und dachte nur: „Was wollen sie von mir?“

*Das Visier des Ritterhelms rasselt herunter. Oben auf dem
Helm sitzt die Schwarze Spinne.*

Die Schwarze Spinne aber saß auf seinem Helm!

So ritt und ritt er, der Ritter und Retter.
Doch die Kunde, er käm', ritt noch schneller als er.
Es flohen die Bauern. Es flohen die Städter.
Er sah sie fliehen und ritt hinterher.

Sie krochen in Höhlen. Sie sprangen in Flüsse.
Sie schwammen zitternd hinaus ins Meer.
Er wollte nur fragen, ob man nicht wisse,
wo denn die Schwarze Spinne wär'.

Die Schwarze Spinne aber saß auf seinem Helm!

So ritt er und trieb die Menschen zu Paaren,
bis er ermattet vom Pferde sank.
Warum sie flohen, er hat's nie erfahren.
Sein letztes Wort war: „Das ist nun der Dank!“

Morgens lag die Rüstung, fern der Straße,
neben einem wilden Schlehenstrauch.
Und ein Pferd stand angepflockt im Grase.
Und ein Schwert und ein paar Knochen sah man auch.

Und eine Schwarze Spinne schlief in einem Helm.

*Das Visier öffnet sich langsam. Das Helm-Innere ist von
Spinnweben überzogen. Dahinter, am Netze hängend, sieht
man die Schwarze Spinne.*

Interessant an dieser modernen Bearbeitung ist vor allem, daß Kästner das Zeitlose des Geschehens betont, denn es heißt anfangs, daß es sich um „kein neues Lied“ handelt. Im Gegenteil, es ist nur wieder einmal das alte Lied vom Leid, von der Angst und der ewigen Bedrohung durch das Böse. Und wer versucht, das Böse und die damit verbundene Schuld trotzig zu bekämpfen, hat auch bei Kästner verloren, denn „Die Schwarze Spinne aber saß auf seinem Helm!“, das heißt, der Mensch kann das Böse nicht sehen beziehungsweise seine Schuld nicht erkennen.

Die Fragen des Ritters nach dem Bösen werden nicht beantwortet, weil er als Mensch das Böse von vornherein in sich trägt, und so fliehen alle Bauern und Städter vor ihm. Der Grund für ihre Flucht wird dem Ritter bei Kästner ebensowenig klar wie dem Ritter bei Gotthelf, aber Kästner steigert den schon bei Gotthelf an dieser Stelle ausgedrückten Pessimismus sogar noch. Zweimal heißt es leitmotivisch bei Kästner „Die Schwarze Spinne aber saß auf seinem Helm!“, und zum Schluß kommt dann noch die deprimierende Zeile „Und eine Schwarze Spinne schlief in einem Helm“ — morbides Symbol für die innere Verschuldung des Menschen.

Erich Kästner erreicht dieses Schreckbild der menschlichen Situation durch die dreimalige Verwendung eines erschütternden Sprachbildes, während Gotthelf die Schuldverstrickung des Menschen mit einer einmaligen ungeheuerlichen Sprachgewalt zum Ausdruck bringt: „Dort fand man Helm und Leib, und durch den Helm hindurch die Füße der Spinne sich gebrannt dem Ritter bis ins Gehirn hinein, den schrecklichsten Brand ihm dort entzündet, bis er den Tod gefunden“ (S. 86).

Trotzdem zeigt Gotthelf im Verlaufe seiner Erzählung, wie das Böse und damit auch die Schuld zu bannen sind, doch diesen Optimismus vermag Kästner so kurz nach der Tragödie seiner Zeit nicht zu teilen. Für ihn bleibt nur das Leid, die Schuld und die Angst, und kein Hoffnungsschimmer läßt sich erkennen. Dafür war seine Zeit noch zu blutbefleckt und nicht so einfach zu bewältigen wie Gotthelfs indirekte Auseinandersetzung mit dem liberalen „Zeitgeist“ in seiner Erzählung. Zur Zeit der Entstehung von Kästners Ballade war die Frage nach der Schuld des deutschen Volkes noch kaum oder schon wieder nicht mehr aktuell, und so mußte in diesem ermahnenden Gedicht die hell leuchtende Sonne aus Gotthelfs Erzählung fehlen.